

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 50 (1942)

Heft: 19: Grenzsanitätsdienst

Artikel: Schiff nach Dschidda

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-546572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zwei Pestpatrone

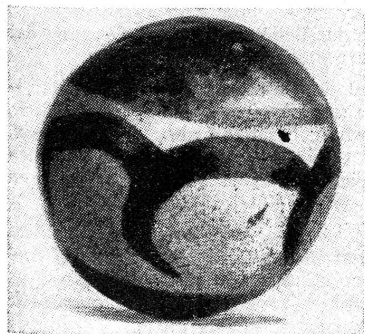
Zu den Bildern dieser beiden Seiten

Unermessliche Heilkraft wurde den Anhänger-Medikamenten zugeschrieben, die meist magisch-astronomischen oder dann religiösen Hintergrund hatten. Zu diesem Zwecke verwendete man Amulette oder Anhänger aus Bezoarsteinen, Ziegelerde und aus Edelmetallen angefertigte Kugelgehäuse, sogenannte Pestkugeln, die zur Aufnahme aromatischer Stoffe dienten (Bisamäpfel, Ambra, aromatische Kugeln). In allen katholischen Gegenden trug man meistens Amulette mit christlichen Symbolen, unter welchen Ulrichskreuze und Pestkissen am gebräuchlichsten waren.

Eine ganz besonders bedeutende Rolle spielte im 15. und 16. Jahrhundert in Luzern die Steintherapie. Man war, noch tief im Aberglauben lebend, der festen Ueberzeugung, Krankheiten durch mannigfachste Applikation von Steinen zur Heilung bringen zu können. Ein solches Universalmittel bildete der Luzerner Drachenstein.

Dieser Drachenstein (Draconites) war zu Pestzeiten ein viel angewandtes Heilmittel. Man war der Ansicht, dass diese Krankheit in ganz besonderer Beziehung mit den Drachen stehe, deren Erscheinen stets als Vorboten der Pestilenz betrachtet wurde. So berichtet Elerlin in seiner Chronik «Von einem ungeheuren kalbsköpfigen Drachen, den man am Morgen des 26. Maien 1449 von der Reussbrücke aus die Reuss hinunterschweben sah, worauf dann Pestilenz und Hungersnot hereinbrachen.»

Ueber die Anwendungsweise gibt der jüngere Cysat folgende Angaben: «Er ist gar ein treffentlich gut contra pestem, den Schaden mit dem Stein bestrichen und umbfahren und dann 24 Stund darüber gebunden oder also ist der Schaden under der Achs so bind den Stein mit einer Zuebel in die rechte Hand, so ziechts von stund an das Gift auss dass der Schaden ausgehet, ist er am Schenkel so thu gleichfalls und bindts auf die Füss.» (Joh. Leopold Cysat, pag. 175.)



Der Luzerner Drachenstein

(Draconites)

Naturhistorisches Museum, Luzern



Pestdukaten (vergrössert)

Vorderseite: Um den Crucifixus die Legende: «Nichts heilt als ich.» Rückseite: Die am Pfahl erhöhte Schlange mit der Umschrift: «Für Gift und Stych.» (Aus der Sammlung für historisches Apothekerwesen an der Universität Basel.)

Schiff nach Dschidda

Im Artikel «Grenzsanitätsdienst» haben wir unseren Lesern den Gesundheitsdienst in Dschidda bei Ankunft eines Pilgerschiffes dargestellt. Wir lassen nun hier einige Abschnitte über ein Pilgerschiff aus dem Buche «Mekka, die verbotene Stadt des Islam» von Jean Barois folgen. Die Einschiffung findet in Istanbul statt, die Reise zu Wasser endet in Dschidda, Ausgangspunkt für die Pilgerfahrt nach Mekka. Das Schiff fährt durch den Suezkanal, Europas wichtige Seuchensperre.

«Alles, was vom alten Glauben noch in den Traditionen der Rasse übrig ist, hat sich um das Schiff herum angesammelt, das nach Mekka fährt.

Der Eingang senkte sich eben unter der lärmenden Last der Pilger, die das Boot stürmten und so viel Gepäck mit sich schlepten, dass es aussah, als ob sie heimlich ausrücken wollten. Die Hände schwer beladen mit Koffern und Körben, mit grossen, leeren Kannen, die bei ihrer Rückkehr mit dem Zem-Zem-Wasser gefüllt sein sollten, die Rücken gebeugt unter dem schweren Gewicht grober Säcke, aus denen der Hals kleiner Giesskannen hervorragte, wie sie bei uns die Grabsteinhändler an den Eingängen der Kirchhöfe ausleihen, einen Regenschirm unter dem Arm, eingewickelt in einen Gebetsteppich — so schwangen sie sich mühsam auf die Schiffsbrücke, begleitet von Verwandten, von Freunden und von dem Chor derjenigen, die vom Quai her ihnen ihre guten Wünsche für die Reise zubrüllten.

Eine nicht zu lenkende Herde, aufsässig gegen jede Disziplin. Sie stiessen und drängten sich, als sei das Schiff schon das erstrebte heilige Land.

Und wie sollte auch nicht Ungeduld in all ihren Bewegungen gelten haben?

Diese Reise ist das grosse, das erhabene Erlebnis ihres Lebens.

Viele haben dieserhalb ihr Haus, ihre Herde, ihren Obstgarten verkauft. Man musste irgendwie das erforderliche Geld auftreiben. Sie haben ihre Ueberfahrt bezahlen können. Aber wenn sie zurückkommen, haben sie nichts weiter mehr zum Leben als die Arbeit ihrer Arme — ihrer müden Arme, denn meistens handelt es sich um Greise. Aber was schadet das? Sie können jetzt in Ruhe sterben: sie haben sich ihren Anteil am Himmel erworben. Und wer weiss, ob Allah ihnen nicht sogar die Gnade erweist, sie dort unten zu belassen, auf dem geheiligten Grund und Boden, solange er besteht, auf dieser trockenen, dünnen, glühenden Erde, die die Toten intakt erhält.»

Dann erzählt Jean Barois vom Leben auf dem Quai, und wie sich das Schiff langsam und sacht vom Ponton löst. Er fährt fort:

«Auf ruhigem Wasser gleiten wir dahin. Die Lichter von Skutari blitzen auf der anderen Seite der Meerenge. Und plötzlich steigt vom Schiff ein Gesang empor, ein Gesang, in dem die Worte vorkommen, die mir jetzt so vertraut sind: Arafat, Minen, Zem-Zem, das murmelnde Wunderwasser... An welcher Ecke des Schiffes ist er zuerst aufgeflattert? Ich weiss es nicht. In einer Sekunde hat er sich alle Lippen und alle Herzen erobert, und die Pilger, unbeweglich, die Augen voller Tränen, singen ihre Hoffnung hinaus.

Auf dem Quai ist grosses Schweigen ausgebrochen. Eine absolute Stille, göttlich wie diese anbrechende Sternennacht, und die eben noch lärmende Menge hält den Atem an vor diesem Gebet, das über das

Wasser dahingleitet und das das Meer jenseits der Marmara-Inseln der heiligen Erde zuträgt...

Die Tage vergehen, und das Leben lebt sich ein. Das Schiff ist ein grosses arabisches Dorf. Der Friseur arbeitet unter freiem Himmel, auf dem Deck, und die Wäsche trocknet auf dem Tauwerk.

Zu den Gebetsstunden holen sich alle das Wasser für die vorgeschriebenen Waschungen. Mit ihren Giesskannen und kleinen Eimern laufen sie wie grosse, bärtige Kinder, die am Strand ihre Sandkuchen backen wollen.

Endlich erscheint Port Said mit seiner grünen Bronzestatue von Lesseps, die freistehend zwischen den beiden Kontinenten aufgerichtet ist, und mit seinen Händlern, die von ihren Barken aus rings um das Schiff herum ein buntes Gewebe mit dem Hin und Her ihrer Binsenkörbe, ihrer Cabas, ziehen.

Der Kanal mit seinem einsamen Hinterland und den blanken, stahlgrauen Seen.

Und das Rote Meer.

Bis zur Spitze des Sinai ist es ein grosser, blauer Kanal, links eingefasst von den ausgedörrten Bergen der Halbinsel, von diesen braunen Bergen, von der Sonne zerrissenen Felsen, auf denen kein Fleckchen Grün dem Auge Erholung bietet, und rechts von den andern Bergen hinter trostlosen Abhängen. Einsam richtet der Sinai seinen Kegel hinter Tor auf, dieser Sinai, auf dem Moses mit Gott sprach...

Plötzlich gleiten wir hinein in die Szenerie der Bibel.

Hinter jenen Bergen, nicht weit vom Toten Meer, träumen Sodom und Gomorrha immer noch ihren unter der Asche verschütteten Traum. Dort ist das Königreich Davids, und jene Herden, die gerade das magere Gras der Wüste abweiden — sind es nicht die Herden des Jethro?

Nichts hat sich hier verändert, denn dieses allzu arme Stück Erde hat die Menschen nicht gereizt. Die Wüste ist so geblieben, wie sie damals war, als die Königin von Saba sie durchquerte, um den König Salomo zu besuchen.

Und ich verstehe plötzlich die Erregung, die sich all meiner Reisebegleiter beim Anblick dieser immer noch unveränderlichen Gegenden bemächtigt, in der die Bibel und der Koran sich mit dem Evangelium treffen. Liegt nicht das Grab des heiligen Johannes des Täufers in der Moschee von Damaskus, unter der frommen Bewachung der Muselmänner?

Sie finden hier eine verlorene Heimat wieder, die Erde, die ihre Väter mit einem schönen Erobererwahn im Herzen verlassen haben. Sie entdecken hier nicht irgendein neues Land, sondern sie nehmen wieder Kontakt auf mit dem Boden, auf dem sie geboren sind, mit dem Boden, der trotz aller Trostlosigkeit doch Generationen ihrer Voreltern ernährt hat und der Beschützer ihrer Gräber ist.

Das ist kein unbekanntes, neues Land, das sich vor ihnen auftut. Sie erkennen die Atmosphäre ihres Volkes wieder, woran die Erinnerung, durch Atavismus, treu in ihrer Seele eingepflanzt blieb.

Alle beugen sich hinüber nach diesem Ufer, das sich in der Nacht verliert und auf dessen Klippen kein Leuchtturm aufleuchtet.»

In einigen Abschnitten erzählt Barois, wie Gebete mit ihrem Gesang die Schiffsräume, die Zwischendecks erfüllen, wie die Gebete an den Laufbrücken und den Promenadendecks entlang laufen: «Lebek, Allahoumma Lebek, la charika laka!...» und berichtet dann die Ankunft in Dschidda.

«Endlich erscheint beim Aufgang der Sonne, wie eine Spiegelung, Dschidda, zu dem der Zutritt versperrt ist durch weisse Korallenriffe, die das Schiff zwingen, auf der Reede Anker zu werfen — dieses Dschidda, das von weitem wirklich aussieht, als sei es eine Stadt, eine schöne, leuchtende Stadt auf dem Sande am Fuss der malvenfarbigen Berge von Hedschas.

Das Meer spiegelt die unerhörten, übernatürlichen Blaus — von Violett bis Türkis.

Kaum hat der Anker den Boden berührt, da sind schon die Sambuks da. Sobald sich nur ein Rauchstreifen am Horizont zeigt, stürzt schon ein Bienenschwarm dieser kleinen Boote vom Ufer her darauf los. Mit ihren grossen, dreieckigen Segeln durchschneiden sie die Luft, und ihr schmales, spitz auslaufendes Vordersteven spaltet das Wasser, wie fliegende Schwalben gleiten sie über die Korallenbänke und streifen kaum das Meer in den engen Durchfahrten.

Nichts ist so schön wie ein Sambuk, wenn es wie eine aufblühende Blume sein Segel entfaltet.

Um die Schiffe herum ziehen sie mit ihrem einzigen, hochragenden Mast, eine Art von Gerüst aus Holz, ein Gerüst, das in ständiger Bewegung ist und mit den Wellen vibriert.

Schon lange haben die Pilger ihr Gepäck an Deck geschafft. Sie warten, von der Ungeduld ergriffen, endlich dieses Stück Erde zu betreten, dem ihre Gebete schon ihre Grüsse entgegenriefen.»

Tief unten floss der Jumna, rasch und klar, darüber drohte vor-springend der Fels.

Hügel, dunkel von Wäldern und zernarbt von Bächen, drängten sich rings.

Govinda, der grosse Lehrer der Sikhs, sass auf dem Felsen und las in Schriften, als Ragunath, sein Schüler, stolz auf seinen Reichtum, kam und sich vor ihm neigte und sprach: «Ich habe mein armes Geschenk gebracht, unwürdig Deiner Annahme.»

So sprechend breitete er vor dem Lehrer ein Paar goldener Spangen, geziert mit köstlichen Steinen.

Der Meister hob eine davon auf, wirbelte sie um seinen Finger, und die Diamanten schossen Pfeile von Licht.

Plötzlich glitt sie aus seiner Hand und rollte die Böschung hinab in das Wasser.

«Wehe!» schrie Ragunath und sprang in den Strom.

Der Lehrer heftete seine Augen auf sein Buch, und das Wasser hielt, was es stahl und ging seinen Weg.

Das Tageslicht schwand, als Ragunath zu dem Lehrer zurückkehrte, müde und triefend.

Er keuchte und sagte: «Ich kann sie noch wiederfinden, wenn Du mir zeigst, wo sie fiel.»

Der Lehrer hob die übrig gebliebene Spange auf, warf sie ins Wasser und sagte: «Sie ist dort.»

Rabindranath Tagore.

Pestverordnungen im alten Luzern

Von Dr. Franz Schnyder

Das Pestlazarett. (16. Jahrhundert.)

Nach dem Beispiele von Konstanz, das schon 1591 Luzern die Mitteilung machte, es habe «ausserhalb der Stadt ein schön und grosses Lazarett oder Pestilenzhus ganz lustig erbaut und syn Ordnung dazu gesetzt», befasste sich auch der Rat von Luzern mit der Erstellung eines solchen «Siechenhauses» für Pestkranke. Als geeignet dazu hielt Cysat das damals verwaiste Beginenkloster St. Anna im Bruch und machte 1594 dem Rat diesbezügliche Vorschläge, ausgehend von folgenden Erwägungen:

1. Das Gebäude sei für ein Lazarett sehr bekömmlich, da es mit geringem Kostenaufwand wieder hergestellt werden könne, ferner seien dort schon vorhanden eine Kirche, zwei grosse Stuben, die eine für Schwerkranke, die andere für Genesende, ebenso ein Saal, worin sich die Kranken mit Spazieren ergehen könnten, wie auch ein Stüblein mit Nebenkammer für das Pflegepersonal. Die Oekonomiegebäude und der Garten beständen auch und seien je nach Bedarf herzurichten.

2. In gesunden Zeiten könnte das Gebäude zur Beherbergung der von Almosen lebenden Armen Verwendung finden.

3. Das Lazarett wäre bestimmt für diejenigen Bürger- und Handwerksleute, denen eine Absonderung im eigenen Hause unmöglich, ferner für deren Diensten und Gesinde, besonders aber für die Armen, die von den Almosenherren ihres Quartiers dorthin verbracht werden müssten. Die Begüterten hätten sich in solchen Zeiten selbst in ihren geräumigen Häusern in oder ausser der Stadt abzusondern.

4. Als Pflegepersonal würden von den Almosenherren besonders geeignete Personen bestimmt, deren Unterweisung in Pflege und Anwendung der Arzneien und Preservationen durch den Stadtphysikus oder weltliche und geistliche Verordnete und deren Entlohnung durch den Spital- oder allgemeinen Nutzfonds zu erfolgen hätte.

(Fortsetzung übernächste Seite.)